Der Ring.

Kriminal-Roman von O. Elster.

1. Kapitel.

Freigesprochen wegen mangelnder Beweise! —

Schwer fiel seine Stirn in die geballten Fäuste, die sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch stützten, und so saß er eine ganze Weile da in dem stillen einsamen Zimmer, dessen Schweigen das eintönige Tiktak des großen Regulators an der Wand über dem Schreibtisch noch mehr hervorhob, noch vertiefte, noch unheimlicher machte. Von draußen fluthete der goldene Sonnenschein des Herbstes durch die offenen Fenster und umgab die zusammengesunkene Gestalt des Mannes wie mit einem Glorienschein, wie mit einem durchsichtigen, aus goldenen Sonnenstrahlen gewebten Mantel.

Zuweilen vernahm man einen fernen Ton, wie das Klingen einer Sense, das Klirren einer Kette oder den langen Ruf eines Mannes, der die Pferde zum Ziehen antreibt. Dann war Alles wieder still — lautlos still — nur die große Uhr titte unaufhaltsam weiter — tik — tak — tik — tak — langsam und bedächtig, als wäre sie sich ihrer Wichtigkeit, in dieser lautlosen Todtenstille das einzige gleichsam lebende Wesen zu sein, bewußt.

Plötzlich ertönte aus der Ferne das lustige Lachen und Kreischen junger Mädchen; und der einsame Mann in dem einsamen Zimmer fuhr empor und starrte mit wilden Augen in dem Zimmer umher, als habe das Lachen ihm gegolten, als habe dieses lustige Lachen und Kreischen ihn verhöhnen wollen.

Konnten denn die Menschen noch fröhlich sein und lachen nach diesen letzten furchtbaren Wochen?! Konnte denn der Sonnenschein noch so herrlich strahlen — die Vögel noch so munter zwitschern und hüpfen — der Himmel in solch tiefem Blau schimmern — der grüne Wald — die goldenen Felder — konnte denn die Welt noch weiter bestehen, leben, athmen, sich freuen nach dieser schrecklichen Zeit?

Der einsame Mann stand auf und sah sich wie erstaunt um. War das wirklich das alte Landhaus, in dem seine Eltern schon gewohnt? War das wirklich der Hof mit den strohgedeckten Scheunen und Viehställen, dem holprigen Pflaster, dem alterthümlichen Thorweg, der alten Platanen-Allee und dem schattigen Garten, in dem er als Knabe mit seinem Bruder, der nun da draußen auf dem Friedhof der kleinen Dorfkirche schlummerte — todt — erschlagen von Mörderhand? —

Der Mann schauderte zusammen. Dann strich er mit der Hand über Stirn und Augen und athmete tief auf.

Ja — er war wieder daheim! Das war sein altes Wendessen, die Heimath seiner Jugend, die Heimath seiner Mannesjahre, die alte Heimath, die er in schwerer Arbeit zu erhalten, zu befestigen bestrebt geewsen war, die er geliebt hatte mit der ganzen Kraft seines einfachen, ehrlichen Herzens!

Das war das alte Zimmer mit dem einfachen Hausgeräth seiner Eltern! Das der alte große Schreibtisch mit dem verblaßten Bild seiner Mutter darauf — das das alte Sopha mit den steilen Lehnen — das der alte Lehnstuhl neben dem Kachelofen, der alte liebe Stuhl, in dem sein Vater sanft zur ewigen Ruhe hinübergeschlummert, in dem er selbst so oft von des Tages Müh und Arbeit ausgeruht hatte — Alles — Alles war dasselbe, das Alte, wie er es vor drei Monaten verlassen — nur er selbst war ein andrer geworden, seine Munterkeit war dahin, seine Kraft, sein Streben, seine Arbeitslust, sein frisches, fröhliches Wesen — alles, alles war dahin, und er war heimgekehrt als ein vernichteter Mann auf dessen Stirn das Kainszeichen brannte, auf den die Menschen mit Fingern wiesen und hinter dessen Rücken sie flüsterten: er ist es doch gewesen — er hat seinen Bruder ermordet...

Verzweiflungsvoll griff er sich in die wirren Haare, die an den Schläfen in diesen letzten Wochen grau geworden waren. Er mußte sich aufraffen. So ging es nicht weiter, sollte er nicht wahnsinnig werden.

War er nicht freigesprochen? Hatten die Geschworenen nicht ihren Spruch auf „Nicht schuldig" abgegeben und hatte daraufhin nicht der Gerichtshof ihn freigesprochen?

Er lachte plötzlich hart auf.

Ja, da lag's! Freigesprochen wegen mangelnder Beweise seiner Schuld! Seine Unschuld hatte er nicht beweisen können, wie der Staatsanwalt seine Schuld nicht beweisen konnte, und die glänzende Rede seines Vertheidigers hatte darauf die Geschworenen zu dem „Nicht schuldig" bestimmt.

Aber der Verdacht blieb auf ihm lasten — der Verdacht, seinen Bruder ermordet zu haben, um sich dessen Reichthümer anzueignen, die blitzenden Diamanten und Juwelen, die wie Blut leuchtenden Rubinen, die in Himmelsbläue strahlenden Smaragden und grünlichen Saphire!

Man hatte nichts gefunden — nicht einen Diamanten — nicht einen der werthvollen Steine — nichts — nichts von dem Reichthum seines ermordeten Bruders hatte man bei ihm gefunden, und dennoch hatte man ihn angeklagt und hatte ihn fast verurtheilt und ihn nur freigesprochen, weil der Staatsanwalt keine genügenden Beweise finden konnte.

Nach dem Freispruch hatte er erleichtert aufgeathmet. Stolz erhobenen Hauptes schritt er aus dem Gerichtsgebäude — er war frei, er war unschuldig. Als sich aber seine früheren Freunde scheu vor ihm zurückzogen, als sich ihm keine Hand entgegenstreckte, kein Glückwunsch, als der seines kühl lächelnden Vertheidigers ihn empfing, da legte es sich wie Zentnerlast auf sein Herz — er war ja nur wegen mangelnder Beweise freigesprochen, der Verdacht blieb auf ihm lasten, das Kainszeichen des Brudermordes leuchtete nach wie vor auf seiner Stirn.

Wie im Traum kehrte er nach seinem geliebten Wendessen heim. Die Ernte war gerade im Gange; er wollte sich mit Eifer in die Arbeit stürzen, aber als er den finsteren Blick seines Verwalters bemerkte, die verlegenen Mienen seiner Arbeiter, die ihn nicht mehr wie früher fröhlich bewillkommneten, sondern schweigend ihre Arbeit verrichteten und aufzuathmen schienen, wenn er den Rücken gewandt, da zuckte ihn die Verzweiflung und er vergrub sich in sein einsames Zimmer, um nur keines Menschen Angesicht mehr zu sehen.

Aber hier in dem einsamen Zimmer stürmten die furchtbaren Gedanken mit um so stärkerer Wucht auf ihn ein, und in quälender Selbstpein hätte er am liebsten zur Waffe gegriffen, um seinem elenden Leben ein Ende zu machen.

Aus seinem Brüten wurde er durch ein Klopfen an der Thür aufgeschreckt. Mit heiserer Stimme rief er Herein! Die Thür öffnete sich langsam. und weit und eine schlanke Frauengestalt in einem dunklen einfachen Kleide trat in das Zimmer.

„Ah, Fräulein Wüllbrandt?! — Was wollen Sie?" fragte er, den erstaunten Blick auf das ernste blasse Gesicht des Mädchens haftend.

„Verzeihen Sie, Herr Groller... ich möchte mit Ihnen sprechen..."

Das Fräulein erhob wie abwehrend die Hand und ihr Gesicht ward noch bleicher.

Sein Auge blieb wie festgebannt an ihrer erhobenen Hand haften, an der der rothe Stein eines Ringes glühte, wie ein Blutstropfen.

Rasch, wie erschreckt, ließ das Mädchen die Hand sinken und legte sie auf den Rücken.

„Was haben Sie mir zu sagen?" fuhr er rauh heraus..

Da sah sie ihn mit einem finsteren, fast feindseligen Blick an und sagte mit rauher Stimme: „Ich bitte um meine Entlassung..."

Er lachte schrill auf. „Das war's?" sagte er dann mit schneidendem Hohn. „Ah, ganz recht, Sie wollen nicht mehr in dem Dienst des Mannes bleiben, der noch immer in Verdacht steht, seinen Bruder ermordet zu haben!"

„Herr Groller..."

Eine dunkle Blutwelle schoß über ihr Gesicht und ihr graues Auge blitzte auf.

„Sagen Sie es doch nur!" rief er höhnisch.

„Ich sage das nicht, Herr Groller," entgegnete das Mädchen und schlug die Augen nieder, so daß ihr Gesicht den gewöhnlichen ruhigen, fast versteckten Ausdruck annahm. „Ich sag' es nicht und ich glaube, ich habe einen solchen Vorwurf nicht verdient..."

„Ah, Sie meinen, weil Sie zu meinen Gunsten ausgesagt haben, daß ich an jenem Unglückstage und in jener Mondnacht den Hof und dies Haus nicht verlassen hätte?"

„Ja, Herr Groller — das meine ich."

„Na, Sie haben ja nur die Wahrheit gesagt," stieß er mürrisch hervor. „Aber ich kann Sie nicht halten — wann wollen Sie gehen?"

„Am nächsten Ersten..."

„Mir wär's lieber, Sie gingen schon morgen. Wer nicht bei uns bleiben will, mag sofort gehen."

„Mir ist es auch recht."

„So will ich Ihnen Ihr Zeugniß schreiben. — Setzen Sie sich."

Eine kurze Handbewegung, dann wandte er sich nach dem Schreibtisch und suchte Papier heraus, um das Zeugniß zu schreiben.

Fräulein Wüllbrandt setzte sich jedoch nicht. Hoch blieb sie stehen, jeder Bewegung Grollers mit dem Blick ihrer scharfen Augen folgend.

Sie war eine eigenartige Erscheinung. Schlank und doch kräftig gebaut, ihr Gesicht von einer herben, düsteren Schönheit, die Nase scharf geschnitten, um die vollen Lippen ein schwermüthiges Lächeln; die grauen Augen von fast schwarzen Brauen überwölbt, die an der Nasenwurzel zusammenstießen, die blasse Stirn umgeben von einer üppigen röthlich-blonden Haarmasse, die nur widerwillig durch die einfache Frisur gebändigt wurde.

Sie stand nicht mehr in der ersten Jugend und mochte wohl dreißig Jahre zählen. Ohne gerade eine Schönheit zu sein, mußte sie doch auffallen.

Gewöhnlich ruhig und gelassen, brach doch zuweilen die verhaltene Gluth einer wilden Leidenschaft hervor, vor der die Mägde und selbst die Knechte des Gutes sich scheu duckten.

Als Groller aufstand, senkte das Mädchen die Augen und stand stumm und still da.

„So," sagte er, „da ist Ihr Zeugniß. Ich denke, Sie werden zufrieden sein. Auch ich war die drei Jahre, seitdem Sie bei mir Wirthschafterin waren, durchaus mit Ihnen zufrieden. Ich kann es nicht anders sagen — und — und während — meiner Abwesenheit haben Sie den Haushalt gut besorgt. Was beabsichtigen Sie jetzt zu beginnen? Haben Sie eine andere Stelle?"

„Nein, Herr Groller... ich weiß noch nicht..."

„Na, mir kann es ja auch einerlei sein. Ich werde schon ohne Sie auskommen. Weiß auch nicht, ob ich hier bleibe. Adieu... hier Ihr Zeugniß für Fräulein Bertha Wüllbrandt."

Sie nahm das Papier.

„Ich danke Ihnen, Herr Groller.."

„Bitte. Adieu."

„Herr Groller... wollen Sie mir nicht die Hand zum Abschied geben?"

„Wozu? Meine Hand ist ja doch nicht mehr rein — nach Ihrer Meinung..."

„Herr Groller!"

Es klang wie ein Aufschluchzen — wie ein Schrei, sodaß er erstaunt, erschreckt fast sie anblickte.

„Was haben Sie?"

„Ihre Hand, Herr Groller... ich bitte Sie drum..."

„Wenn Ihnen so viel daran liegt — da haben Sie meine Hand."

Mit leidenschaftlicher Hast ergriff das Mädchen seine Hand und ehe er es verhindern konnte, preßte sie ihre Lippen in glühendem Kuß darauf.

„Was thun Sie, Mädchen?"

Da sah sie ihn groß und ernst an. „Ich wollte Ihnen beweisen, daß ich nicht die Meinung der Menschen theile, welche Sie eines Verbrechens für fähig halten."

„Ich danke Ihnen. Aber — trotzdem wollen Sie mich verlassen?"

„Ich muß. — Ich darf nicht bleiben."...

„Sie dürfen nicht?!"

Sie schüttelte das Haupt.

„Wer verbietet es Ihnen?"

„Fragen Sie nicht, Herr Groller... ich darf nicht bleiben. Haben Sie Dank für Ihre Güte und leben Sie wohl"...

Noch einmal erhob sie die Hand wie zum Abschiedsgruß gegen ihn, und immer wieder sah er den rothen Stein wie einen Blutstropfen an ihrem Finger leuchten.

Er wollte sie zurückhalten, doch rasch war sie aus dem Zimmer verschwunden und hatte die Thüre fest hinter sich zugezogen.

„Seltsames Frauenzimmer," murmelte er. „Na meinetwegen mag sie gehen, wohin sie will. Ich brauche jetzt niemanden mehr... niemanden."...

Er trat an das Fenster und blickte auf den sonnenbeschienenen Hof mit düster zusammengezogenen Augenbrauen und fest zusammengekniffenen Lippen.

Plötzlich überflog seine Wangen eine dunkle Röthe. Ein Herr in schwarzem Anzug kam über den Hof und grüßte zu dem Einsamen herauf.

„Der Pfarrer!" flüsterte dieser. „Natürlich — der gehört zu dem armen Sünder," fuhr er mit einem bösen menschenfeindlichen Lächeln fort und schritt dann dem Besuch entgegen.

2. Kapitel.

Pfarrer Vollmar, ein würdiger, weißhaariger Geistlicher mit gesund geröthetem Antlitz, aus dem die großen, klaren, blauen Augen freundlich und mild hervorsahen, begrüßte den Gutsbesitzer mit herzlichem Handschlag.

„Willkommen wieder in der alten Heimath, mein lieber Ferdinand," sprach er mit bewegter Stimme. „Meinen Glückwunsch haben Sie schon auf schriftlichem Wege erhalten, jetzt will ich denselben auch mündlich aussprechen und die herzlichsten Grüße von meiner Frau und meinen Töchtern bringen."

„Ich danke Ihnen," entgegnete Groller mürrisch. „Wollen Sie eintreten — oder fürchten Sie, die Schwelle eines gezeichneten Menschen zu betreten?"

Das Gesicht des Pfarrers nahm einen ernsten Ausdruck an. Er folgte Groller rasch in das Zimmer, blieb dann vor dem jungen Mann stehen und reichte ihm mit herzlicher Bewegung beide Hände hin.

„Ferdinand Groller, Sohn meines alten Freundeä," sprach er mit seiner tiefen, weichen Stimme, die jedem zum Herzen drang, die schon manchen Unglücklichen aufgerichtet und getröstet, so manches starre, trotzige Herz zu inniger Reue bekehrte. „Ferdinand Groller — Sie haben Schweres ertragen u bnich verstehe, wenn Sie Bitterkeit im Herzen empfinden. Aber Sie dürfen nicht ungerecht gegen Ihre alten Freunde sein, die nie an Ihnen gezweifelt haben. Sie dürfen nicht ungerecht gegen die Welt sein, welche nach dem äußeren Schein urtheilt, und vor Allem, Sie dürfen nicht mit dem allgütigen und allweisen Gott hadern, der Ihnen diese Prüfung auferlegt. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, mein lieber Sohn — wir wissen nicht, weshalb er uns diese dunklen Schmerzenswege führt, wir wissen nur, daß er diese Wege zu unserem Heile auserwählt hat. Deshalb beugen wir uns demüthig seinem Willen und hoffen auf ihn — er wird's wohl machen und uns zum Lichte führen. Lassen Sie sich Ihre Seele nicht durch die schweren Prüfungen verbittern, glauben Sie an den allgütigen, allweisen Gott und thun Sie fröhlichen, hoffenden Herzens Ihre Pflicht. Wollen Sie mir das versprechen, Ferdinand?"

„Ich könnte es Ihnen versprechen," entgegnete Groller finster, „aber ich bin nicht sicher, ob ich mein Versprechen halten könnte."

„Mit Gottes Hülfe ist alles möglich, Ferdinand."

„Es mag sein... aber die Menschen machen es einem oft sehr schwer, die besten Vorsätze auszuführen."

„Was haben Ihnen die Menschen gethan?"

„Sie fragen noch, Herr Pfarrer?" fuhr Ferdinand auf. „Nicht allein, daß sie mich eines furchtbaren Verbrechens angeklagt haben, nicht allein, daß sie mich monatelang gequält und gepeinigt haben. Daß sie in meinem Leben gewühlt haben, die verborgensten Dinge an das grelle Tageslicht gezerrt haben, meinen Ruf, meine Ehre, meine Selbstachtung vernichtet haben, um mich mit bedauerndem Achselzucken dem Leben, der Freiheit wiederzugeben, nur weil sie mir die furchtbare That nicht bis auf's Kleinste nachweisen konnten, verfolgen sie mich auch jetzt noch mit ihrer Verachtung, ihrem entehrenden Verdacht."

„Sie thun den Menschen unrecht, lieber Groller."

„Ich glaube nicht."

„Diejenigen, welche Sie kennen, werden stets an Sie glauben, und um die anderen Menschen haben Sie sich nicht zu kümmern."

„Diejenigen, die mich kennen?! — Nun, Herr Pfarrer, fragen Sie doch meine Leute! Ich bin ihnen wahrlich stets ein Freund gewesen, sie haben das auch anerkannt. Und jetzt? — Mehrere Knechte haben schon gekündigt, alle anderen betrachten mich mit Mißtrauen; mein Verwalter thut verdrossen seinen Dienst, spricht mit mir nur das Allernothwendigste: bleibt nur, weil er sonst nicht weiß, wovon leben, und Fräulein Wüllbrandt, die seit drei Jahren meine Wirthschaft führte, hat mich heute verlassen. Das sind die Leute, die mich doch am Besten kennen sollten!"

Er lachte nervös auf und warf sich in den alten Lehnstuhl, finster vor sich hinstarrend.

„Wenn Fräulein Wüllbrandt Ihren Dienst verlassen hat," sagte der Pfarrer ernst, „dann sehe ich darin kein Unglück. Fräulein Wüllbrandt war keine sympathische Person."

„Weshalb nicht? Sie besorgte die Wirthschaft musterhaft und ihre Aussage hat mich gerettet."

„Daß sie die Wahrheit sagte, kann ihr nicht als Verdienst angerechnet werden. Aber, mein lieber Groller, des Mädchens Charakter scheint mir dennoch nicht einwandfrei."

„us welchem Grunde? Weil sie die Kirche selten oder nie besuchte?"

„Nein, nicht aus diesem Grunde, obgleich ich natürlich jeden Menschen beklage, der sich des Trostes des göttlichen Wortes begibt. Ich habe einen anderen Grund."...

„Können Sie ihn nicht nennen?"

„Nun, da Fräulein Wüllbrandt Sie verlassen hat, wo Ihr Bruder todt ist, kann ich es sagen... ich hege seit längerer Zeit den Verdacht, daß Fräulein Wüllbrandt mit Ihrem armen Bruder in Beziehungen stand."...

„Ah! — Wie kommen Sie auf den Gedanken?"

„Weil ich Fräulein Wüllbrandt mit Ihrem Bruder einige Male auf einsamen Waldwegen gesehen habe. Sie gingen Arm in Arm und sprachen sehr eifrig mit einander, daß sie mich gar nicht bemerkten."

„Sie haben davon nichts ausgesagt."...

(Fortsetzung folgt.)

Die Grafen von Buchenau

Roman von A. Z.

(15. Fortsetzung und Schluß.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Noch eine volle Woche verstrich, bis die Staatsanwaltschaft die Entlassung des Grafen Bodo von Buchenau aus der Untersuchungshaft verfügte. Dietrich und der alte Graf erwarteten ihn vor dem Thore des Gefängnisses mit einer Droschke. Es war schwierig, in dem gebeugten, um ein Jahrzehnt gealterten, verdüsterten, ernsten Mann den lebenslustigen Bruder Leichtsinn von einst wiederzuerkennen.

„Vergessen und vergeben sei das Vergangene," sagte Graf Buchenau feierlich zu dem tief Erschütterten und schloß ihn in seine Arme. „Wir Beide wollen miteinander ein neues Leben beginnen."

Schon am nächsten Tage reiste der alte Herr in Bodos Begleitung nach Schloß Buchenau zurück. Seine Absicht war, Bodo in Zukunft bei sich zu behalten und aus ihm einen tüchtigen Landwirth zu machen, der einst selbstständig die Bewirthschaftung des Stammgutes der Familie zu leiten im Stande sein würde.

Kinzel und Pauline Menzel wurden von Hamburg nach dem Untersuchungsgefängniß in Moabit übergeführt. Kinzel legte sich zwar anfangs hartnäckig auf's Leugnen, aber die Geständnisse seiner Mitschuldigen zwangen ihn, sich auch seinerseits endlich zu einer offenen und wahrheitsgemäßen Darstellung des Sachverhalts zu verstehen.

Das überraschende Resultat, das eine nochmalige Haussuchung in der Lippert'schen Wohnung ergab, hatte das Ehepaar veranlaßt, ein Bekenntniß ihrer Mitschuld abzulegen. Der mit der Haussuchung beauftragte Kriminalkommissär hatte den guten Einfall gehabt, die Betten des Ehepaares einer ganz gründlichen Durchforschung zu unterziehen, und er hatte dabei die Holztheile der Betten achtsam beklopft. Da hatte sich denn ergeben, daß der eine Bettpfosten ausgehöhlt war, und nachdem der aufgeleimte Kopf abgenommen worden, hatte sich in dem seltsamen Versteck ein kostbarer Inhalt vorgefunden. Drei Hundertmarkscheine fielen dem Beamten in die Hände und außerdem die Manschettenknöpfe des ermordeten Amerikaners; von dem einen Knopf war die Perle herausgebrochen. Eine Brillant-Kravattennadel, die später von den Freunden des ermordeten Mr. Watson als dessen Eigenthum rekognoszirt wurde, vervollständigte den Fund.

Die hierdurch ihrer Mitschuld überführten Lippert'schen Eheleute gaben nunmehr an, daß Kinzel, ohne den an dem Amerikaner begangenen Mord einzugestehen, ihnen die Schmuckgegenstände mit dem Bemerken zur Aufbewahrung übergeben habe, daß dieselben von ihm im Grunewald gefunden worden seien. An Baargeld habe er behauptet, achtzehnhundert Mark zu besitzen, und von dieser Summe habe er ihnen sechshundert Mark abgegeben. Auch Kinzels Antheil und die Brieftasche und die Uhr des Ermordeten seien bei ihnen in Verwahrung gewesen, bis Kinzel Alles am Tage vor der Schwurgerichtsverhandlung an sich genommen habe.

Der also in die Enge getriebene Kinzel bequemte sich endlich zu folgendem offenen Geständniß: Es sei nicht seine Absicht gewesen, den Amerikaner zu ermorden, ja, er habe von der Existenz Mr. Watsons gar keine Ahnung gehabt. Dagegen habe er auf den Grafen Bodo aus Eifersucht einen unauslöschlichen, brennenden Haß geworfen, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und der ihn endlich zu dem Vorhaben getrieben, seinen Nebenbuhler in der Gunst der schönen Pauline zu tödten. Dabei sei ihm der Gedanke gekommen, sich der Waffe seines Rivalen, die er einmal gelegentlich gesehen, bei der That zu bedienen, um so den Anschein zu erwecken, der Graf habe Selbstmord begangen. Daß der Graf täglich Spazierritte im Grunewald unternahm, habe er von Pauline erfahren. Er habe also eines Abends während eines Besuches seine Braut unter einem Vorwand aus dem Zimmer geschickt und den Revolver an sich gebracht. Dann habe er am Montag, den elften April, den Grafen im Grunewald aufgelauert. Dabei sei er Zeuge des Unfalls gewesen, der den Amerikaner betroffen. Der Graf sei im vollen Galopp davongesprengt, so daß an eine Verfolgung seinerseits nicht zu denken gewesen. Er — Kinzel — sei vielmehr, hinter einem Baum versteckt, zurückgeblieben, und hier habe er beobachtet, wie der Amerikaner, der sich auf dem Rasen niedergelassen habe, ein Portefeuille aus der Tasche gezogen, demselben einen Haufen Banknoten entnommen und die Scheine zu zählen begonnen habe. Erst da, bei dem Anblick des vielen Geldes, sei ihm die Idee gekommen, den Amerikaner zu ermorden und sich des Geldes zu bemächtigen, um mit Hülfe desselben seinen Wunsch, Pauline Menzel zu heirathen, endlich zur Ausführung zu bringen.

Der Idee sei die That auf dem Fuße gefolgt. Durch einen gut gezielten Schuß habe er Mr. Watson getödtet und ihn beraubt, und um für alle Fälle sicher zu gehen, habe er noch an demselben Tage die Beweise seiner Schuld zu seinem Freunde Lippert getragen.

Den Alibibeweis, der seinerzeit den Untersuchungsrichter veranlaßt hatte, ihn freizulassen und für wirklich schuldlos zu halten, hatte Kinzel mit vielem Raffinement zu Stande gebracht. Lippert sei zur selben Zeit wie er ohne Arbeit gewesen, und da habe er mit dem Freunde verabredet, daß sie in Charlottenburg nach Arbeit fragen wollten, und unter dem Vorwande, einander dabei nicht in den Weg zu kommen, hatte er mit Lippert die Straßen vereinbart, in denen er selbst in und in denen Lippert um Arbeit ansprechen sollte. Während aber Lippert dieser Verabredung nachkam und die Schlossereien in der Krummenstraße, in der Rosinenstraße und in der Kirchhofstraße besuchte, habe er — Kinzel — sich nach dem Grunewald begeben, um dort seine Rachegelüste an dem Grafen Bodo zu kühlen, ein Vorhaben, das dann aber nicht zur Ausführung kam, sondern durch die Umstände die für den Amerikaner Mister Watson so verhängnißvoll gewordene Umänderung erfuhr.

Kinzel wurde vom Schwurgericht schuldig gesprochen und zum Tode verurtheilt. Pauline Menzel, der nicht nachgewiesen werden konnte, daß sie von Kinzel's Verbrechen gewußt hatte, wurde wieder auf freien Fuß gesetzt. Das Ehepaar Lippert aber erhielt wegen Hehlerei eine mehrjährige Zuchthausstrafe.

Diesmal entsprang Bodos Vorsatz, ein anderer, ein besserer Mensch zu werden, nicht, wie es früher gelegentlich der Fall gewesen, einer augenblicklichen Gefühlsaufwallung, sondern dem Gelübde, das er sich selbst und seinem Vater gab, die Stunden der Vergangenheit durch ein arbeitsvolles und ehrenhaftes Leben wieder gut zu machen, fußte auf der tiefgehenden seelischen Erschütterung, die während der monatelangen einsamen Haft sein ganzes Wesen bis in die geheimsten Fasern erfaßt und umgewandelt hat. Aus dem leichtsinnigen Jüngling, der ohne Grundsätze, dem Vergnügen nachjagend, in den Tag hineingelebt hatte, war ein ernster, seines Zieles sich bewußter Mann geworden. Graf Gerhard von Buchenau hatte nie zu bereuen, daß er seinen harten, strengen Sinn erweicht und dem Unglücklichen, schuldlos Leidenden Milde und Barmherzigkeit bewiesen hatte. Ihm war an der Seite seines ältesten Sohnes, der sich zu einem geschickten, arbeitsfreudigen Landwirth entwickelte, ein ruhiger, friedevoller Lebensabend beschieden.

Auch für den jüngeren Sohn, für den Rechtsanwalt Graf Dietrich Buchenau, führte das gegen Bodo anhängig gemachte gerichtliche Verfahren eine Wendung zum Guten herbei. Der Prozeß, der in ganz Berlin das größte Aufsehen erregte, bewirkte, daß der Name des jungen Rechtsanwalts schnell bekannt und populär wurde und daß die Zahl seiner Mandanten sich in kurzer Frist verdoppelte und verdreifachte. Schon ein Jahr später konnte er seinen Wohnort von dem Vorort Halensee nach dem fashionablen Westen Berlins verlegen, wo er heute als einer der gesuchtesten und erfolgreichsten Vertheidiger gilt.

(Ende.)

Japanische Sozialpolitik.

Ueber den japanischen Arbeiter veröffentlicht Paul Louis in der „Revue Bleue" eine sehr interessante Studie:

Das moderne Japan zählt schon jetzt 400,000 Arbeiter in der Großindustrie. Das ist unendlich wenig im Vergleich zu England, Frankreich oder Italien, von dem viel stärker bevölkerten Deutschland und den Vereinigten Staaten gar nicht zu reden, aber es ist eine große Zahl, wenn man erwägt, daß es vor 25 Jahren in Japan nur einen kleinen Trupp Arbeiter gab. Diese 400,000 Männer und Frauen jeden Alters vertheilen sich auf etwa 1400 Fabriken; die Durchschnittsziffer für jede Fabrik beträgt 120 Personen. Einige Fabriken lassen sich jedoch mit den Webereien und Spinnereien im Norden Belgiens, in Lancashire und in der Rheinprovinz vergleichen. Die Fabrik Kanefugashi in Tokio besitzt 45,000 Spulen und beschäftigt 3000 Angestellte; die Boseki Osaka-Gruppe 4000 Männer, Frauen und Kinder, die Cigarettenfabrik Mourai in Kioto 5000 Arbeiter. Die großen Contingente stellt die Seidenfabrikation (129,000), Spinnerei und Weberei (113,000), Hüttenkunde (38,000), Maschinenbau (29,000), aber man würde sich einen ganz falschen Begriff von der wirthschaftlichen Organisation Nippons machen, wenn man den Großbetrieb von der Heimarbeit trennte.

In keinem anderen Lande der Welt spielt die Frau eine so wesentliche Rolle im Wirthschaftsleben. Selbst in England, in Frankreich und Rußland bleibt ihr Antheil an der Fabrikarbeit verhältnißmäßig niedriger. In Tokio und Osaka kommt es manchmal vor, daß sechs- oder zehnmal so viel Frauen als Männer beschäftigt sind. Von den 3000 Angestellten von Kanefugashi gehören 2700 dem „schwachen Geschlecht" an. Uebrigens sind die Gesetze für den Schutz der Arbeiterin so wenig durchgreifend, daß die Unternehmer die Arbeiterin fast schrankenlos beschäftigen und ausnutzen können. Gleich schlecht steht es mit dem Schutze der Kinder, und so bemerkt man überall im Lande eine unerhörte Ueberbürdung der Jugend und der kleinen Kinder. Um in Europa ähnliche Verhältnisse zu finden wie die, in denen das Proletariat auf Nippon lebt, müßte man auf die Anfänge der großen Fabrikindustrie in England zur Zeit von Pitt und Fox oder in Frankreich zur Zeit von Laffitte und Kasimir Perier zurückgehen. Das erste soziale Gesetz wurde im Jahre 1897 vorbereitet; bevor es dem Parlament zur Genehmigung vorgelegt wurde, entfesselte es aber einen Entrüstungssturm der Spinnereibesitzer, die das Ministerium beschuldigten, es wolle sie ganz verderben. Schließlich kam es zu einem Vergleich; man stimmte für eine zum Spott herausfordernde Abfassung, die man noch nicht einmal in Kraft setzte, und die Inspektion wurde niemals wirksam.

Zwei Besonderheiten kennzeichnen die Organisation der japanischen Großindustrie: einerseits überwiegt die Nachtarbeit die Tagarbeit, und die Arbeitgeber erklären, das Personal selbst gäbe die Veranlassung dazu, da die Fabrikräume im Sommer frischer und im Winter wärmer als die Wohnungen wären. Andererseits hat jede große Fabrik einen Schlafsaal und eine Speisewirthschaft für ihre Arbeiter. Freilich sind diese Betten äußerst primitiv, und die Beköstigung ist jämmerlich. Die Industriellen gewinnen bei diesem System doppelt, da sie auf die verkauften Nahrungsmittel eine Abgabe erheben, und da sie die Arbeitskräfte leichter zurückhalten, die ihnen sonst in irgend einem Augenblicke fehlen könnten. Bei Kanefugashi verlassen die Arbeiterinnen die Kaserne, in der sie eingesperrt sind, nur drei- oder viermal wöchentlich, bei Boseki sind sie nur von 6 bis 8 Uhr Abends frei, und wehe denen, die einige Minuten zu spät kommen.